

Der Kitsch im Schlager

Beitrag
zu einer Klarstellung



Nicht von den oft limonadenhaft faden, zwischen barem Unsinn und plattem Tiefsein wechselnden Texten künstlerisch fragwürdiger Schlager sei hier die Rede – von dem fernem Seemannsgrab oder dem „kleinen weißen Haus in Capri“. Ohne den engen Zusammenhang zwischen Text und Musik leugnen zu wollen, soll der Blick auf die musikalische Komponente jener geistigen Macht gelenkt werden, die das Gesicht unserer Zeit in gleichem Maße bestimmt wie Kino und Fernsehen, Jazz oder abstrakte Malerei.

Um es vorwegzunehmen: Nie soll dem Schlager, den es in stets neuem Gewand zu allen Zeiten gegeben hat (und sicher auch immer geben wird) die Daseinsberechtigung aberkannt werden. Hier soll allein die kritische Sonde an die musikalische Substanz jenes künstlerischen Phänomens gelegt werden, klargestellt werden, inwieweit sich der Kitsch verhängnisvoll breitmachen konnte.

Was ist nun aber Kitsch, welches sind seine hervorstechendsten Wesensmerkmale? Sicher erschöpft sich seine Kennzeichnung noch nicht in der Feststellung, daß er meist verlogen ist, daß er in Form oder Inhalt dem von der Natur Gesetzten zuwiderläuft. Versuchen wir, von einer Überlegung des Heidelberger Philosophen Ludwig Giesz ausgehend, dem Phänomen des Kitsches von einer anderen Seite beizukommen.

Das Kitscherleben kennt nicht die Distanzhaltung, die dem Kunstlerleben in der Gegenüberstellung zum künstlerischen „Gegen-Stand“ trotz unterschiedlichster geistiger Haltungen weitgehend eigen ist. Mit der dem Kitsch meist anhaftenden Klebrigkeit und Penetranz zwingt er den Konsumenten in eine Stimmung des dösenden Ausgeliefertseins, der jegliche geistige Wachheit auslöschenden Benommenheit. Eine von Hyper-sentimentalität tiefrende, sich nicht selten in überstiegener Süßlichkeit ergehende „Kunst“ ist es vornehmlich, die ihn, der sich aus der seelischen Unerfülltheit und Phantasiearmut des eigenen Ich flüchtet, hier mit zumeist auf die Tränendrüsen drückenden Gefühlen umfängt.

Es ist bekannt, daß sich die Musik vieler heute gängiger Schlager vom Swingstil der dreißiger und vierziger Jahre nährt. Was uns jedoch in manchen gefühlswirksamen Erzeugnissen der Schulzenproduktion begegnet, ist eine Melodik, die am ehesten den sich ungehemmt in die angeschlagene sentimentale Grundstimmung hineinversenkenden Küchenliedern oder Bänkelgesängen des vorigen Jahrhunderts entspricht. Hier erleben wir, daß Hörer, die in ihrem Lebensstil im allgemeinen up to date zu sein verstehen, dem musikalischen Kitsch vergangener Generationen nachhängen. Denken wir an Lieder wie „Alles steht in den Sternen“ oder „Schwer war der Abschied“, eine Schmelze, die in der bundesdeutschen Schlagerübersicht für Juli dieses Jahres immerhin an achtbarer zehnter Stelle rangierte. Mit Recht hat Karl Markus Michel in seinem Beitrag zur Phänomenologie des Kitsches „Gefühl als Ware“ hervorgehoben, daß der musikalische Kitschkonsum weit geringeren Geschmackswandlungen

unterworfen ist als beispielsweise der von Romanen oder Filmen.

Das Kitscherleben ist durch Distanzlosigkeit und eine übersteigerte Gefühlsmannanz gekennzeichnet. Da finden wir auch die besondere Vorliebe für weiche Aus-Terzungen der ohnehin gefühlswirksamen Melodie durch eine zweite Stimme oder die Begeisterung für den Klanghintergrund abgebende Vokalisen oder Summhörere, die in übersättigter Stimmung den Hörer wiederum sanft einullen (Du bist wie der Frühling, Domenica). „Musik, der man zuhören muß, um sie zu verstehen, ist nichts mehr für uns“, so bekannte man kürzlich offen in Amerika. Ein aktives Mitgehen widerspricht dem Geist oder besser dem Ungeist sentimentaler Schlager. Das Vermengen der Erlebniswelten ist ein Symptom für das Phänomen des Kitsches. Das in Heimatschulzen so beliebte Vogelgezwitscher, das Läuten der „Blütenglöcklein“ oder das Murmeln des Bächleins – immerwiederkehrende Vorwürfe schon in der Salonmusik des vorigen Jahrhunderts – all dies muß in klischeehafter Ausmalung in Verbindung mit der Gefühlsschwelgerei in Melodik und Harmonik den Hörer noch mehr in die von dem betreffenden Lied provozierte Stimmung einwiegen.

Klebrig ist diese im Gefühlsrausch verlorene „Kunst“. Klebrig ist das Zäsuren vermeidende, bewußte Auseinanderziehen der Melodie, das Verschmelzen eines Wortes mit dem anderen, die Hawaigitarren imitierenden Glissandi in der Stimmgebung (Da unten an der Südsee) oder die immer wieder zu beobachtende Vorliebe für in ihrer Gefühlswirksamkeit verlogene, aufdringlich penetrante Vorhalte (Ich denke an dich).

Nur ungenau auf vertraute Klischees im Text und in der eigentlichen musikalischen Struktur verzichtend, erwartet der Hörer der Schulzen, der billigen Schlager, die letztlich unentbehrlichen Reizeffekte in einer dem Verständnis leichter entgegenkommenden Schicht: in der Instrumentierung (dem einmal erfolgreich, freilich auch bald zum Klischee erstarrenden „sound“) oder eben in der Interpretation. So gewinnen Entstellungen der natürlichen Stimmfärbung, der normalen Aussprache – keineswegs apart, sondern in ihrer inneren Unwahrscheinlichkeit dem Kitsch verhaftet – in letzter Zeit immer mehr an Bedeutung. Nicht an die um sich greifende, andere Probleme aufrufende, bewußt ordinäre Stimmgebung sei hier gedacht, sondern an Eigenheiten der Aussprache, durch die der Schlagersänger allzu billig mit dem Reiz des Fremdländischen kokettiert. Das mit offenem Ö-Laut gesungene „schön“, das mit offenem E-Laut geschmachtete „ersehn“ – auch dies gehört in seiner Wider-natürlichkeit zum Bild des Kitsches im Schlager. Kann eine laufende Untersuchung der ganzen Erscheinung des Schlagers, die zu Schlüssen zu führen hätte, eine Niveausteigerung herbeiführen? Die Sache ist nicht hoffnungslos. Hans Christoph Wobbs.

Knaurs Jazzlexikon

von Stephen Longstreet und Alfons M. Dauer
Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knaur Nachf.
340 Seiten, Ganzleinen, 12,80 DM

Dies ist das zweite Jazzlexikon eines deutschen Verlages. Das erste brachte Hatje in Stuttgart 1953 heraus. Zu seinen Verfassern gehörten so angesehene Fachleute wie Dieter Zimmerle und Werner Ziefle. Lexikon Nummer zwei, das unter dem klingvollen Namen Knaur erschien, nennt als Autoren den Amerikaner Stephen Longstreet und den Deutschen Alfons Dauer. Man spürt die Jahre, die zwischen dem Erscheinen der beiden Lexika liegen. Man spürt vor allem, daß inzwischen (1955) ein internationales Standardwerk entstanden war, das auch den Weg für Knaurs Jazzlexikon wies: Leonard Feathers Encyclopedia of Jazz.

Soweit das vorliegende Werk diesem Weg folgt, ist es vortrefflich. Rund tausend Kurzbiographien der bisher bedeutendsten Jazzmusiker machen es zu einer wahren Fundgrube für den Jazzfreund. Dazu kommen die wichtigsten deutschen Musiker, Erläuterungen der häufigsten Fachausdrücke (Jam Session, Jazzband usw.) sowie unter Stichworten wie „Jazz“ und „Jazz in Deutschland“ ausgezeichnete musikwissenschaftliche und -historische

Abhandlungen Dauers. Sechzig recht gut ausgewählte Fotos runden den Inhalt des Lexikons ab, das sehr wohl zum deutschen Standardwerk seiner Art werden könnte, zumal sein amerikanisches Vorbild hier viermal mehr kostet.

Damit aber die Bäume nicht in den Himmel wachsen, hat der Verlag selbst eine für den Jazzfreund nur schwer zu überwindende Sperre errichtet. Er hat über das ganze Buch 170 (in Worten: hundertsiebenzig) Zeichnungen und Aquarelle des Mr. Longstreet verstreut. Sie tragen Namen wie „Urwald-Rhythmen“, „In der Bar gegenüber“ und „Jazz in sehr vornehmer Gesellschaft“ (ein Stilleben). Es sind keine Illustrationen, denn sie erhellen den Text nicht. Sie sind nichts als störende Flecken in einem sonst guten Nachschlagewerk. Was hätte man auf dem Platz, den sie fortnehmen, noch alles bringen können. Schade um das schöne Papier. Zum Vergleich: „Knaurs Lexikon moderner Kunst“ veröffentlicht nur je ein Bild von Baumeister, von Kandinsky und von Marc.

Dennoch, ein Anfang ist hier gemacht, und es ist im wesentlichen ein guter Anfang. Sache einer zweiten Auflage wird es sein, die für ein Lexikon so wichtige Kunst des Weglassens des Unwesentlichen sachdienlicher anzuwenden. Bis dahin aber bleibt Knaurs Jazzlexikon das bisher beste Werk seiner Art in deutscher Sprache – und das weitaus billigste in allen Sprachen.

Karl Heinz Naß